

Das lange Warten

Klangwelten. Fünf Jahre war Reza Dinaly mit seinem Debütalbum beschäftigt. Jetzt hat sich der Zürcher zur Band erweitert und «Depths of Montmartre» eingespielt. **Seite 21**

Der Bauch Italiens

Ort des guten Geschmacks. Wenn es ums gute Essen geht, kann die Region Emilia-Romagna locker mit der Toskana und dem Piemont mithalten. **Seite 25**

Der Pianist als Prophet

Ein subjektives Porträt des Schweizer Pianisten Oliver Schnyder

Von Alain Claude Sulzer

Meine Bewunderung für schreibende Kollegen hält sich in gesunden Grenzen, und ich weiss, ihnen geht es nicht anders. Wie absolut könnte die Bewunderung auch sein? Schreiben kann ich schliesslich selber. Klavierspielen hingegen kann ich nicht. Meine Bewunderung für manche Pianisten ist grenzenlos. Nichts von dem, was sie können, kann ich auch. Dennoch mischt sich kein Körnchen Missgunst oder Neid in meine Bewunderung. Vielleicht auch deshalb, weil ich nie ernstlich versucht war, es ihnen gleichzutun.

Vorweg: Es war nicht meine Idee, Oliver Schnyder zu porträtieren. Ich wäre überhaupt nie auf die Idee gekommen, es zu wagen. Erstens weil ich noch nie «professionell» über einen Musiker geschrieben habe und zweitens weil Oliver Schnyder mein Freund ist. Mit diesem Ansinnen – das sich mit der erforderlichen Objektivität im Grunde nicht vereinbaren lässt – trat der stellvertretende Feuilletonchef dieser Zeitung an mich heran.

Nicht «trotz, sondern gerade weil» wir befreundet seien, bat er mich darum, mich auf dieses Abenteuer einzulassen. Objektivität war also keine Forderung. «Schweizer Pianisten dieses Kalibers gibt es ja nicht allzu viele (besser gesagt: gar keine)», schrieb mir Sigfried Schibli. Die Stellung Oliver Schnyders im Musikbetrieb muss also nicht der Laie, der ich bin, mit einem Vokabular beglaubigen, das jeder Musikkritiker besser beherrscht als ich.

Pulsierende Balance

Ich erinnere mich genau an den Augenblick, an dem mich Oliver Schnyder zum ersten Mal in seinen Bann schlug. Er war vor ziemlich genau zwei Jahren, kurz nach 22 Uhr, ich hörte Radio DRS 2 (heute: SRF 2 Kultur) und horchte augenblicklich auf, als eines der drei Klavierkonzerte von Joseph Haydn erklang, die Schnyder wenige Monate zuvor mit der Academy of Saint Martin in the Fields aufgenommen hatte. Ich hörte: gestochen scharfe Triolen, perlende Läufe, ein samtenes Legato, insgesamt zügige, dabei stets organische Tempi. Hier wurde eine quicklebendig pulsierende Balance zwischen Spielfreude und Melancholie gehalten, die meiner Vorstellung von Haydns Musik – jener eines vor Melodien übersprudelnden Fünfzigjährigen – auf vollkommene Weise entsprach.

Es geschah, was nicht oft geschieht: Die Musik sprach – ohne hörbaren Aufwand, also völlig unpräzise – durch ihren Interpreten unmittelbar zu mir. Mit anderen Worten: Die im Grunde nur noch schwer zugänglichen Affekte des ausgehenden 18. Jahrhunderts wurden unter (oder eher in) den Händen dieses Pianisten für anhaltende Augenblicke mit einer Selbstverständlichkeit präsent, die die reale Welt mit einem einzigen Taktschlag ausser Gefecht setzte. Die zeitliche Leerstelle zwischen Haydn und der Gegenwart wurde anachronistisch durchstossen und überwunden. Ich war entzückt.

Hellsichtiges Vorwärtstasten

Ich googelte unverzüglich die Webseite des Künstlers, dessen Name mir zwar bekannt war, den ich aber nie zuvor hatte spielen hören, und schrieb ihm noch am selben Abend eine E-Mail (auf die er postwendend antwortete). «Neues im Altbekanntem zu hören» sei selten, schrieb ich ihm. Dass es möglich ist, wusste ich, sonst hätte ich mit dem Hören ja längst aufgehört. (Dass der Zufall es wollte, dass Oliver just an jenem Abend meinen Roman «Aus den Fugen» las, sei hier am Rande erwähnt.)

Musik verstehen bedeutet vieles, was im Dunkeln bleibt. Das macht aber nichts, denn auch im Dunkeln kann man sich hell-sichtig vorwärtstasten; Hauptsache, es gibt etwas, woran man sich festhalten kann. Dass es ein Verstehen gibt, merke ich immer dann, wenn ich von einer Interpretation vollständig



Zustand des Beinahe-Stillstands. Für Oliver Schnyder ist das Klavierspiel eine «Unermüdliche Suche». Foto Anna u. Peter Schudel-Halm

gefesselt werde. Was passiert? Noten wandern – gewiss schneller als blitzschnell – auf wundersame Weise vom Kopf des Pianisten in dessen Hände, von dort in die Tasten und weiter über die filzbelegten Hämmerchen auf die kalten Stahlsaiten des Klaviers, um am Ende zu einem Gebilde aus Klang zu werden, dem ich mich – idealfalls – nicht blindlings, sondern mit wachem Verstand hingebe, so ähnlich, als würde mir jemand etwas erzählen.

Das Wissen darum, dass solche musikalischen Erfahrungen wie ich sie an jenem Abend machte, immer wieder möglich sind, ist der innere Gradmesser, mit dem man aussergewöhnliche, aufregende, neue Interpretationen untrüglich von alltäglichen oder missglückten unterscheiden kann. Eine nachfolgende Analyse mag als Gedankenstütze hilfreich sein, die Dimension des ersten Affekts ersetzt sie nicht. Ich besorgte mir sämtliche Aufnahmen von Schnyder.

Seitdem uns eine glückliche Fügung zusammengeführt hat, verfolge ich Oliver Schnyders Konzerttätigkeit aufmerksam (manchmal treten wir sogar zusammen auf). Zu den Höhepunkten gehörten für mich die Aufführungen von Mozarts d-Moll-Konzert (KV 466) in der Tonhalle Zürich und des sogenannten Jeunehomme-Konzerts (KV 271) im KKL. Insbesondere in Luzern, wo auch der Dirigent und das Orchester dem romantischen, dabei glasklaren Ansatz von Schnyders Auffassung von Mozart folgten, gelang das Kunststück, den «Klassiker» unaufdringlich in die Nähe von Schubert zu rücken.

Während Schnyder das Klavier auch in Mozarts Sonaten und Fantasien in den langsamen Sätzen in einen Zustand schwebenden Beinahe-Stillstands versetzt, schäumt er in den schnellen Sätzen vor blitzender Spiellaune über; um so verblüffender dann die für Mozart charakteristischen Momente des Innehaltens, Zurückschreckens, Abschweifens und Weiterstürmens, die sich dennoch einheitlich ins Ganze fügen. Doch Mozart ist nur einer von vielen in Schnyders umfangreichem Repertoire.

Vom Anliegen zum Resultat, vom Proberaum in den Konzertsaal ist es ein

langer Weg. Jeder geht ihn auf unterschiedliche Weise, aber ohne Suche nach dem wahren Kern noch des scheinbar unbedeutendsten Ornaments und dessen Integrierung in das gewichtigere Ganze geht es nicht. Oliver Schnyder: «Experimentieren, forschen, suchen, manchmal finden. Dann beginnt es wieder von vorne. Auch wenn die Ziele dieselben bleiben: Der Weg der Suche verändert sich unablässig. Deshalb gibt es eigentlich keine «Rezepte», geschweige denn einen «Königsweg» – auch wenn die Musikstudenten daran zu glauben haben. Die Transzendenz zwischen intellektuellem und emotionalem Erfassen von musikalischem Inhalt und dessen physischer Reproduktion entsteht nur bei der unermüdlichen Suche.»

Konzentrierter Gesichtsausdruck

Um dem Phänomen Oliver Schnyder näher zu kommen, ist es von Interesse, auf die Strecke zurückzublicken, die der heute Vierzigjährige seit jenem Tag zurückgelegt hat, als er – dreijährig – zum ersten Mal ein Klavier erblickte, das einer Nachbarin gehörte. Von nun an nutzte er jede Gelegenheit, um darauf zu spielen. Mit sechs Jahren erhielt er sein erstes eigenes Instrument und Unterricht bei einer Studentin. Er war – laut seiner Mutter – kein Wunderkind, aber er wollte alles erreichen, was auf einem Klavier zu erreichen ist.

Ab dem elften Lebensjahr unterrichtete ihn die Pianistin und Pädagogin Emmy Henz-Diémand, die sich, wenn sie heute an ihre erste Begegnung mit dem kleinen Oli denkt, vor allem an seinen Gesichtsausdruck beim Spielen erinnert, den man sich als konzentriert vorstellen darf. Drei Jahre später hörte der Komponist und Schriftsteller Peter Mieg den nun Vierzehnjährigen bei einem Auftritt in Lenzburg und meinte zu den Eltern, er habe schon viele talentierte Pianisten gehört, nie aber eine solche Begabung.

Obwohl der Junge fraglos ein hochbegabtes Kind war, musste er – so seine Lehrerin – «lernen zu arbeiten und sich gut zuzuhören». Er übte mit Begeisterung Tonleitern und Cortot-Übungen und legte damit den Grundstein zur

unabdingbaren technischen Perfektion. Auf die Frage nach dem ersten Eindruck, den Emmy Henz-Diémand von Oliver hatte, meint sie heute: «Ausgezeichnetes Gehör, Ausdrucksstärke, eine unbändige Freude am kreativen Lernen, aber auch Ausdauer und Geduld.»

Was ihn von anderen Schülern unterschied? «Die Fähigkeit, musikalisch analytisch zu denken, der Wille nicht aufzugeben, bis das Werk erobert war. Leichtigkeit des Lernens und ein hervorragendes Gedächtnis.» 1994 absolvierte Oliver Schnyder das Solistendiplom bei Homero Franceschi in Zürich, danach folgte ein zweieinhalbjähriges Studium beim legendären Leon Fleisher in Baltimore.

Danach stand seiner Karriere als Solist nichts mehr im Weg. Dass ihm diese auf Dauer nicht genügen würde, war abzusehen. Vor zwei Jahren gründete er mit Andreas Janke und Benjamin Nyffenegger sein eigenes Trio und legte innerhalb kurzer Zeit zwei viel beachtete CDs vor. Ein Glücksfall für Schubert, Brahms – und die Zuhörer. Eine weitere CD mit Schuberts «Winterreise» – sowohl in der originalen wie in einer Triofassung des Sängers Daniel Behle – folgt im November.

«Der Maler», schrieb Caspar David Friedrich, «soll nicht bloss malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er also nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht.» Hört man, wie Oliver Schnyder spielt, so kann man das Substantiv «Maler» durch «Pianist» und das Verb «malen» durch «ausführen» ersetzen. Dabei geht es nicht darum, das einzig Richtige zu sehen (es existiert nicht, und Friedrich fordert es nicht), sondern das Wahre, das der Pianist durch den Notentext in sich entdeckt. Hat er es einmal gefunden, wird er den richtigen Weg finden, es auszudrücken. Als Prophet am Klavier.

Die Aufnahmen von **Oliver Schnyder** erscheinen auf dem Label RCA/Sony.

Alain Claude Sulzer wurde 1953 in Basel geboren, wo er 2013 mit dem Kulturpreis der Stadt ausgezeichnet wurde. Ein Jahr zuvor stand der Schriftsteller auf der Shortlist für den Schweizer Buchpreis.

Kunst am Tatort, Rache im Blut

Der gelungene Sonntagskrimi «Im Schmerz geboren»

Von Stephan Reuter

Ab und zu, sonntagabends, hoch oben im Theaterhimmel, entspannt sich Shakespeare vor dem Fernseher. Er starrt dann entgeistert auf einen Gerichtsmediziner, der immer feineren Zwirn und immer plattere Pointen durchs Bild schleppt. Oder er zappt weg, weil ein Keinohrhrase Räuber und Gendarm spielt und seine Halbsätze vernuschelt. Von solchen Hofnarren ist Shakespeare not wirklich amused. In seinem Zorn schreibt er ein Drehbuch und jubelt es dem *Hessischen Rundfunk* unter. Weil es «Im Schmerz geboren» ist, soll diese «Tatort»-Folge aus Wiesbaden auch so heissen.

Selbstredend hat Shakespeare vom Filmemachen keine Ahnung. Also leiht er sich das Handwerk von Profis zusammen. Sergio Leone, François Truffaut, Quentin Tarantino, von solchen Leuten. Nur oberste Liga. Eingefrorene Bilder sollen den Anspruch ausstellen, dass Künstler auch Krimi können. Und die Musik legt eine Opernstory nahe.

Im Ernst: Dieser «Tatort» aus Wiesbaden ist grosses Theater. Regisseur Florian Schwarz und Drehbuchautor Michael Proehl sind zwar nicht Shakespeare, aber ein eingespieltes Team sind sie schon. Sie zitieren zwar, aber sie kopieren nicht wild. Dafür erzählen sie eine wilde Geschichte so glaubhaft wie ein böses Märchen. Auch wenn es als Western losgeht.

Ein Königsdramen-Massaker

Auf einem Dorfbahnhof warten drei Killer. Der Zug kommt, der Fremde steigt aus, die Killer fangen sich Kugeln ein, von der unbeobachteten Seite der Gleise her. Der Fremde heisst Richard Harloff, er macht sich die Finger nie vor aller Augen schmutzig. Harloff kehrt heim aus Bolivien, wo er sich zum Drogenboss hochgeschossen hat. Nun reist er mit Diplomatenpass und begleicht seine Kaffeerechnung mit 200 Euro Trinkgeld.

Rache ist Harloffs stärkster Trieb. Rache, verquickt mit Charme, Grössenwahn und Fantasie. Eine Rolle, wie geschaffen für einen Bühnenstar vom Format eines Ulrich Matthes. Vor 30 Jahren flog Harloff von der Polizeischule, weil er Drogen unterschlug. Wer ihm damals geschadet hat, stirbt. Einem Schuldigen zaubert der Supergangster eine Kugel in die Brust, mithilfe eines unsichtbaren Killers vom Dach, seinem Luftgeist Ariel, seinem Ziehsohn. Da handelt Harloff wie Prospero in Shakespeares «Sturm». Beim nächsten Opfer verwandelt er sich in Shylock aus dem «Kaufmann von Venedig» und verrecknet ein Pfund Delinquentenfleisch mit dem Kopfgehd.



Charme, Grössenwahn, Fantasie. Der Bühnenstar Ulrich Matthes brilliert als Bösewicht Harloff. Foto HR/Philip Sichter

Und die Polizei? Ulrich Tukur, der sonst so feinnervige Kommissar Murot, findet in Ulrich Matthes seinen Meister. Immer hinkt Murot einen Denkschritt hinter seinem Gegenspieler her. Er kommt nicht drauf, warum Harloffs Plan letztlich ihm gilt, dem Intimfreund aus alter Zeit. Sie liebten dieselbe Frau. Ein Königsdramen-Massaker später erwürgt Ariel seinen Herrn. Und Kommissar Murot wird dank der Umsicht seiner Assistentin nie erfahren, dass er der Vater dieses jungen Killers ist. Absolut fernsehpreisverdächtig.